

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 43 (1968)

Heft: 6

Rubrik: Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vom wohnen und leben

in der

genossenschaft

Barbara

Hat die Hausfrau hundert Berufe?

In einer Wochenzeitschrift hat Trudy Froesch-Suter einen Artikel «Gut haushalten» publiziert und darin behauptet, die Hausfrau sei mit ihren weit über hundert Berufen die vielseitigste Arbeitskraft, die es überhaupt gebe, und dennoch bezeichne man sie als «Nur»-Hausfrau, als Frau ohne Beruf. Ich will sie bei dieser Behauptung befreien und mich danach erkundigen, worin diese über hundert Berufe bestehen. Meine Leserinnen, die sich ausschliesslich dem Haushalt widmen, werden sich vielleicht geschmeichelt fühlen, wenn man ihnen sagt, sie übten mehr als hundert Berufe aus. Wer kritisch veranlagt ist und sich darüber Gedanken macht, was für Arbeiten in einem Haushalt ausgeübt werden müssen, wird beim besten Willen nicht auf hundert Tätigkeiten kommen, die man im einzelnen als Berufe charakterisieren könnte.

Bevor ich auf die nähere Bestimmung des Berufsbegriffes eintrete, will ich Dorothy Thompson, eine sehr bekannte und anerkannte amerikanische Journalistin, die jahrelang die Leitartikel im «Ladies Home Journal» schrieb, zitieren. Als Antwort auf Klagen von Hausfrauen, die von ihrer Tätigkeit nicht voll befriedigt waren, schrieb sie im März 1949, Hausfrauen seien die glücklichsten Menschen. Sie hätten nicht einen Beruf, sondern deren zwölf. Im Gegensatz zu den hundert von Trudy Froesch begnügte sie sich mit zwölf: Buchhalterin, Köchin, Krankenschwester, Chauffeuse, Schneiderin, Innendekorateurin, Lebensmittelhändlerin, Lehrerin, Privatsekretärin oder in einem Worte Menschenfreundin. Genau genommen sind es nur zehn, die sie aufzählte, aber seien wir nicht kleinlich. Neu daran war mir, dass Menschenfreund sein ein Beruf sein soll, was beweist, wie verworren und ein wenig verlogen selbst das Denken einer so hochintelligenten Frau wie Dorothy Thompson in dieser Frage war.

Wer sich in einem so riesigen Kontinent wie Amerika einen Namen als Journalistin macht, ist geputzt und gestrahlt im Portemonnaie und erfreut sich zudem der Wertschätzung eines weiten Publikums. Frage an meine Leserinnen: Wie stellen Sie sich dazu, wenn eine Frau wie Dorothy Thompson, die sich vermutlich mit dem Krimskram des Alltags mehr nebenbei abgegeben hat, andere Frauen, die vom Haushalten nicht restlos begeistert sind, tadeln und auslacht? Der «klemmt» nach meiner Meinung. Ich war enttäuscht, als ich dieser Tage in dem amerikanischen Buche «Der Weiblichkeitswahn» ihre Repliken auf Anfragen von Hausfrauen las. Von einer bedeutenden Frau, wie sie eine war, hätte ich eine andere, wirklichkeitsnähre Antwort erwartet.

Was ist ein Beruf, und wie steht es mit den zehn Berufen der Hausfrau? Wir leben in einer stark spezialisierten Gesellschaft, in der die Berufsausübung vielfach, nicht restlos, ihre Voraussetzungen, nämlich eine reglementierte Ausbildung mit Abschlussprüfung, hat. Männer, alleinstehende und berufstätige verheiratete Frauen haben einen Beruf und nicht zehn und nicht hundert. Ob sie daneben ihren eigenen Haushalt besorgen, im Garten herumkratzen, ob eine erwachsene Tochter neben ihrer Erwerbstätigkeit noch eine kranke Mutter

pflegt oder alten Eltern im Haushalt hilft, ob ein Mann seinen Eltern die Arbeit im Garten abnimmt und ihnen die Steuererklärung ausfüllt, läuft nebenher und fällt vom Standpunkt der Berufsausübung nicht ins Gewicht. Es würde niemandem in den Sinn kommen, sie deshalb mit den Berufen der Krankenschwester, der Köchin, des Gärtners und des Steuerexperten auszustatten. Überwache ich meine Kinder bei den Schulaufgaben und frage sie Geschichtsdaten und französische Wörter ab, so bin ich deshalb noch lange keine Lehrerin. Eine Lehrerin hat eine langjährige Ausbildung und eine Patentprüfung hinter sich. Ich führe seit meiner Heirat ein Haushaltungsbuch, um den Überblick über die Einnahmen und Ausgaben zu behalten, aber das ist keine richtige Buchhaltung. Zur Buchhalterin eigne ich mich nicht. Ich möchte das Fach schon als junges Mädchen nicht verputzen. Soll und Haben waren mir immer böhmische Dörfer. Hingegen mit meinem «Milchbüechli» komme ich prima zu Gange. Niemand würde mich auf der Grundlage meiner Milchbüechli-Buchhaltung als Buchhalterin engagieren. Der Beruf einer Buchhalterin will gelernt sein.

Selbstverständlich habe ich meine Kinder, hatten sie Masern, Scharlach oder Bronchitis, gepflegt. Das ist kein besonderes Kunststück. Seit eh und je haben Frauen ihre kranken Familienangehörigen gepflegt, ohne das gelernt zu haben. Bei Komplikationen müssen meine Leute ins Spital, nicht nur weil ich keine gelernte Krankenschwester bin, sondern auch weil heutzutage die Behandlung schwerer Krankheiten in einem Privathaushalt kaum mehr möglich ist. Um auf unser Thema zurückzukommen: Als Krankenschwester könnte ich mich nicht verdingen, sollte ich mich auf die Suche nach einem Broterwerb begeben müssen. Meine Erfahrungen als Pflegerin meiner Angehörigen genügen keinesfalls, um mich mit Erfolg um eine Stelle als Krankenschwester zu bewerben. Eine Krankenschwester muss Kenntnisse haben, die ich nicht habe und nicht benötige.

Meine Kochkünste sind recht, aber abgestimmt auf die Bedürfnisse meiner Familie. Ich weiss, was sie gerne isst und was nicht, und danach richte ich mich. Den Beruf einer Köchin könnte ich nicht ergreifen. Andere Leute haben vielleicht höhere Ansprüche, denen ich nicht gewachsen bin. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Berufen. Eine Hausfrau mag nach Massgabe ihrer Fähigkeiten für sich und die Kinder Kleider nähen, die Korrespondenzen des Ehemannes erledigen, aber Schneiderin und Privatsekretärin darf sie sich deswegen kaum nennen, sogar wenn sie vor der Ehe Schneiderin oder Sekretärin war.

Vom Moment an, da sie sich infolge Verheiratung aus dem Erwerbsleben zurückzieht und sich auf den Haushalt beschränkt, ist sie eine Hausfrau, und Hausfrau ist kein Beruf. Man kann mit Bewilligung der Eltern und des Regierungsrates bereits im Alter von 17 Jahren heiraten und einen Haushalt führen, ohne das geringste davon zu verstehen. Nach dem Invalidenversicherungsgesetz gelten Hausfrauen und Klosterinsassen – eine neckische Kombination, aber in dem Zusammenhang richtig – als nichterwerbstätig, weil sie kein eigenes Einkommen haben. Das hat zur Folge, dass die

IV Hausfrauen und Klosterinsassen nicht dazu zwingen kann, sich einer Umschulung auf einen Beruf zu unterziehen, sollten sie invalid werden. Sie sind Sonderfälle in unserer kommerzialisierten und reglementierten Gesellschaft, deren Arbeit nicht nach kommerziellen Gesichtspunkten bewertet werden kann.

Es ist meines Erachtens sinnlos und verfehlt, die Lohnansätze der Erwerbstätigen auf die Tätigkeit der Hausfrau zu übertragen, wie dies Trudy Froesch in einem andern Artikel tut. Gewiss hat heute je nachdem eine Hausangestellte einen Monatslohn bis zu 500 Franken oder darüber. Indessen werden die allerwenigsten Hausfrauen soviel Geld zu ihrer eigenen Verfügung haben, und es hat nicht den geringsten Wert, Parallelen zwischen der Hausangestellten und der Hausfrau zu ziehen. Natürlich machen sie die gleiche Arbeit; aber es ist grundsätzlich etwas anderes, ob ich für meine Familie oder für fremde Leute arbeite. Das Einteilen des Haushaltungsgeldes müsste nach dem Lohnansatz eines Buchhalters berechnet werden. Warum? Es wäre mir noch nie eingefallen, das Einteilen des Haushaltungsgeldes in ein Salär umzurechnen. Das gehört doch in mein Pflichtenheft als Hausfrau. Wo werden wir landen, wenn wir alles, was wir für unsere Familie, für unsere Freunde, für Menschen, die des Rates und der Hilfe bedürfen, in Geld umrechnen? Nicht an einem guten Orte, befürchte ich.

Ich verstehe bestens, was Dorothy Thompson und Trudy Froesch mit ihren Artikeln bezeichnen. Sie wollen die Tätigkeit der Hausfrau aufwerten, was an und für sich ein lobenswertes Unterfangen ist. Sie möchten Minderwertigkeitsgefühle, an denen Hausfrauen angeblich oder tatsächlich leiden, beseitigen. Nach meiner ziemlich umfangreichen Erfahrung leiden Hausfrauen, die in einer rechten Ehe und in gesicherten Verhältnissen leben, überhaupt nicht an Minderwertigkeitsgefühlen. Warum sollten sie Minderwertigkeitsgefühle haben? Es ist gar nicht einzusehen. Meistens besitzen sie ein nettes bis ausgeprägtes Selbstbewusstsein, das sich aus dem Faktum, dass sie mit einem tüchtigen Mann verheiratet sind und Kinder haben, ableitet.

Bei den Hausfrauen, die vom Haushalten nicht völlig befriedigt sind, lassen sich zwei Kategorien unterscheiden: Die eine ist gleichgültig, unsorgfältig und bequem und möchte am liebsten nichts arbeiten. Um diese geht es hier nicht. Die andere hätte das Bedürfnis, neben dem Haushalt noch sonst etwas zu betreiben, das ihren speziellen Fähigkeiten angemessen ist. Sie sollte man nicht auslachen und tadeln oder ihnen Flausen von hundert Berufen vormachen, sondern ihnen raten, nach passenden Betätigungs möglichkeiten, die mit dem Haushalt vereinbart werden können, Ausschau zu halten. Initiative Frauen tun dies allerdings von sich aus, ohne sich an die Briefkastentante zu wenden.

Brief an das «Wohnen»:

Erwiderung an Barbara

In der letzten Ausgabe des «Wohnens» liess Barbara einen Rückblick auf ihr reiches Genossenschafts- und Präsidentenfrauenleben erscheinen. Sosehr ich die Dame verstehe und sie zu ihrer Entwicklung beglückwünsche, sosehr bin ich auch enttäuscht über die doch vorwiegend negativen Erlebnisse, die sie vorbringt. Es handelt sich um einen recht düsteren Erfahrungsschatz. Ich habe selbst erlebt, dass das Zusammenleben in einer Genossenschaft nicht immer eitel Freude ist; aber wo findet man das schon? Ich kenne private Wohnblöcke, Siedlungen, Einfamilienhäuser, also «gewöhnliche Wohnungen», wo bedeutend mehr Hader und Hass blüht als in Genossenschaften. Ich werde auch immer ein wenig «hässig», wenn ich von Informatoren höre, die an Delegiertenversammlungen des Verbandes für Wohnungswesen von Nachbarkontrolle usw. sprechen und damit vorwiegend eine eigene Haltung als Vergehen anderer brandmarken. Barbara spricht von eiserner Kontrolle, ungeheurem Gwunder, Wandeln auf dem Pfade der Tugend, unechter Anpassung! Was bedeutet das eigentlich alles?

Nun, ich bin immer versucht, das Leben in unserer Genossenschaft mit Schilderungen eben der Art Barbaras zu vergleichen. Dabei muss ich feststellen: Es wird oft vergessen, dass die Genossenschaft nicht Aufgabe der persönlichen Freiheit, Aufgabe des ureigenen Rechts auf die Gestaltung der privaten Atmosphäre bedeuten muss. Im Gegenteil! Eine Genossenschaft hat wohl die schönsten Möglichkeiten, Gemeinsames als Mantel um das Persönliche zu legen und jeder Familie die Entfaltung des eigenen Lebens zu ermöglichen. Es bedarf natürlich vorwiegend reifer Menschen, diese Individualität in der Gemeinschaft zu erreichen. Aber – und das scheint mir entscheidend zu sein – wir müssen primär den Willen haben, den andern als Persönlichkeit zu achten, ihm sein Recht auf sein uneingeschränktes Biotop zu belassen. Altersunterschiede spielen dabei gar keine Rolle. Wichtig ist ferner, dass es in einer Genossenschaft keine «Besseren» gibt, keine Vorstandsmitglieder, die sich über das «gewöhnliche

Volk» gestellt erachten. Weiter: Anpassung ist einer der schlechtesten Ratgeber. Anpassung schafft immer Unzufriedenheit und Resignation. Wenn man ein sauberes Leben zu führen bereit ist, braucht es keine Anpassung, sondern nur Verständnis auch für die Art und den Lebensstil des Nächsten. Der andere wird das achten. So wird eine Partnerschaft im Gemeinsamen geweckt und eine verständnisvolle Toleranz für das Persönliche erreicht. Zudem: Es ist absolut falsch, wenn man sich selbst anders als den Durchschnittstyp hinstellt. Man kann es sein, das ist etwas anderes. Das heisst doch einfach, man sei besser – wer wollte schon schlechter sein als die andern! Das ist keine Voraussetzung für ein gutes Nachbarschaftsverhältnis.

Und nun noch: der Pfad der Tugend! Wer versucht nicht, auf ihm zu wandeln – um dem Nachbar keinen Anlass zu Gerede zu geben und um das eigene Ich und die persönlichen Wünsche einigermaßen unter Kontrolle zu halten. Der Pfad der Tugend ist aber vielfach die Strasse der Unfreiheit, der ungewollten Beschränkung. Der möge hervortreten, der ihn nie verlassen hat! Wir sind doch alles nur Menschen, und das nur Tugendsame mag recht sein für Nicker, für Säusler und Höseler – nicht aber für Menschen, die sich bemühen, menschlich zu leben, und mutig auch zum Versagen oder einfach Anderssein stehen.

Der Möglichkeiten, sich halbtot zu ärgern, sind zu viele, so steht noch in Barbaras Artikel zu lesen. Das ist doch einfach nicht so. Nur der ärgert sich, der sich ärgern lässt! Es sind meistens die Rechthaber und Besserwissen, die als Herzinfarktkandidaten ihr unruhiges Leben führen und sich ärgern lassen, ständig auf der Suche, auch jemand zu ertappen. Das Verständnis für die Denkart und die Lebensform des Nächsten beleuchtet aber ganz andere Aspekte der zwischenmenschlichen Beziehungen und vermittelt einen vollkommen neuen Blickwinkel. Ruhe und Überlegenheit sind gewiss vonnöten, aber ohne das Verstehen und den Willen, auf die Belange des Nächsten einzugehen, würde unser Wirken als unecht empfunden.

Dankbarkeit ist nur dann ein unangenehmes Gefühl, wenn man den Dank nicht verdient hat. Undankbarkeit wird nie auf Mangel an Phantasie, Einfühlungsvermögen, auf Kennt-

nisse zurückzuführen sein, am ehesten noch auf eine gewisse geistige Beschränktheit. Ein Wort zur Dankbarkeit des Beschränkten noch: Er kennt sie vielleicht in unserem Sinne nicht, doch wissen wir oft seine Möglichkeiten des Ausdrucks, seine wahre Dankbarkeit auch nur gar nicht zu deuten. Dazu braucht es eines nuancierten Gschpürs! Wir haben überhaupt nie Anspruch auf Dankbarkeit zu erheben, sondern dürfen uns freuen über etwas, das wir tun durften, auch wenn uns dafür nicht sichtbar Dank zuteil wird. Die Tat zählt. Ich freue mich jeweils am Dank, aber ich suche und erwarte ihn nicht.

Was mich auch ausserordentlich beeindruckt, ist die Tatsache, dass Genossenschaftsfunktionäre von andern Leuten Klagen über ihre Frauen entgegennehmen. Wenn eine begründete Rüge oder Bemerkung anzubringen ist, dann sollen sie direkt der Frau vorgebracht werden. Boten spielen – womöglich um des lieben Friedens willen – ist doch für beide Ehegatten entwürdigend. Das freie Wort von Mensch zu Mensch ist das einzige richtige Mittel der Aussprache. Warum über Hintertüren? Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft können meiner Ansicht nach nicht «weidlich ausgenützt» werden. Entweder ist man gutmütig und hilfsbereit und fühlt sich dann nicht in Anspruch genommen und ausgenützt, oder man möchte es gerne sein und ist es aber nicht. Herumliegende Protokolle gibt es ebenfalls nicht, oder dann gebietet es der natürliche Anstand, dass sie von Unbefugten, und dazu gehört auch die Frau des Vorstandsmitgliedes, nicht gelesen werden. Wenn nun Barbara über alles Bescheid gewusst hat, so freue ich mich für sie und das ihr von ihrem Mann entgegengebrachte Vertrauen. Dass sie schweigen konnte, war gewiss vorteilhaft, aber auch selbstverständlich. Es ist ja leider nicht immer so. Wieviel dummes Geschwätz ist schon durch von «Vorstandsgattinnen» ausgeplauderte «Geheimnisse» entstanden.

Warum haben an Barbara diese Unzukömmlichkeiten «ein bitzeli» genagt? Es war vermutlich nicht nur «ein bitzeli». Sie war vielleicht tatsächlich noch nicht reif genug, die Frau eines Präsidenten in einer Wohngenossenschaft zu sein, wie sie selbst schreibt. In der neuen Genossenschaft war sie nicht mehr willens, sich auf die Nase machen zu lassen. Das hätte sie sich ja schon mit 21 Jahren nicht gefallen lassen müssen, aber sie war eben noch keine Persönlichkeit.

«Querulanten» und «Psychopathen» sind heute beliebte Schlagworte. Man reiht gerne Unbequeme in diese Kategorien ein. Auch ich fand sie seit Jahrzehnten in unserer Wohngemeinschaft von 104 Mietern immer wieder. Aber auch beim grössten Querulanten und beim pathologischsten Psychopathen finden wir ein Quentchen Wahres und Echtes. Bereits eine Spur dessen genügt, sich ernsthaft mit diesen Leuten und Mitmenschen auseinanderzusetzen. Querulanten und Psychopathen können – müssen aber nicht – latente Unruheherde in einer Genossenschaft sein; sie sind schwierig und brauchen unsere Hilfe. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass, je nachdem, ihnen gegenüber auch harte Entscheide getroffen werden müssen. Vorher muss aber mit diesen im Grunde genommen doch recht Armen und Einsamen alles versucht werden, um sie zu integrieren und sie der Gemeinschaft der Menschen guten Willens zuzuführen.

Wegzug und Anpassung und Mundhalten sind keine Lösungen. Sie mögen überall als einzige Lösung gesehen werden, nicht aber in einer Genossenschaft. Wir haben das schöne Vorrecht, dem Ungewöhnlichen Raum zu bieten und auch für den Nonkonformisten einen Platz zu haben. Nur eine verständnisvolle Haltung dem Ungewöhnlichen gegenüber berechtigt von Zeit zu Zeit auch zu massvoller Kritik. Erfreulich dünkt mich Barbaras letzter Satz. Wenn ihr wohl heute so viele Menschen sympathisch sind, dann gewiss aus der Sicht ihrer eigenen Erfahrungen und der Erkenntnis eigenen Fehlens. Ihr Wesen, ihre Art der Begegnung haben sich gewandelt, und eben das spürt auch der andere. Darum wird er ihr und sie ihm sympathisch.

Sie werden sich gewiss die berechtigte Frage stellen, wer sich erkühnt, einen an und für sich netten Artikel zu zerzausen? Nun, es handelt sich um einen Suchenden, seit vielen Jahren in einer Genossenschaft – bereits über zehn Jahre als Präsident – Wirkenden, um einen Wissenden um die Ohnmacht des beziehungslosen Individuums. Sein Tagwerk in der Jugendfürsorge bringt ihn laufend mit Konfliktsituationen des Lebens zusammen. So ist er ständig konfrontiert mit Kindernöten, Elternsorgen, Eheschwierigkeiten, mit Krankheit, Elend, Hader, Hass, Unvernunft und Leid. Das bescheidene Jota Hilfe, das er da und dort und hie und da geben darf, macht dankbar und lässt erkennen, dass auch der andere seine Bürde trägt. Bei dieser Sicht wird das Zusammenleben leicht und das Verstehen des Nachbars zur Selbstverständlichkeit. Wenn wir verstehen und helfen wollen, ohne zu fordern und zu gebieten, dann schaffen wir in aller persönlichen Freiheit für jeden Menschen die wesengerechte Daseinsgrundlage. Wir brauchen dann keinen Zwang und keinen Streit, um die Voraussetzungen eines glücklichen und freien Lebens in unserer Genossenschaft zu schaffen. Das scheint mir der Aspekt zu sein, unter dem wir in einer Genossenschaft wirken sollten, als Funktionär, als Mieter, vor allem aber als Mensch.

Und so sei mir Barbara nun nicht gram, wenn ich vielleicht da und dort unsanft mit ihr und ihren Formulierungen umgegangen bin. Jedwede Belehrung liegt mir fern. Ich achte Barbaras Einstellung, aber ich kann ihre Auffassung in vielem nicht teilen. Ich bin durch eine harte Schule gegangen und durfte frühzeitig einsehen, dass vor allem ein Versuch sich jeweils lohnte, nämlich der, in andern einen Spiegel des eigenen Ichs zu sehen.

E. Zussy



FRANZ CARL WEBER